

Kika

Hilferuf per SMS

## STARKE-MÄDCHEN-STORIES



[www.schenkbuchverlag.de](http://www.schenkbuchverlag.de)

[www.schenkverlag.com](http://www.schenkverlag.com)

[www.schenkverlag.eu](http://www.schenkverlag.eu)

Kika

# HILFERUF PER SMS



SCHENK VERLAG

*Für Sophie,  
meinen Fixstern am finsternen Firmament!*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-59-1

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2009

Umschlaggestaltung: Susy Navratil  
Satz: Tibor Stubnya

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes  
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt  
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

## UMZUG

»Oeder Weg« war das erste, das ich las, als ich meinen Kopf hob, weil Mama begeistert schrie: »Wir sind da, wir sind angekommen, unser neues Zuhause! Kinder, seht doch mal, wie spannend es hier aussieht. Jede Menge Leute, Kneipen, Geschäfte. Mitten im Leben ...« – »Oeder Weg« – ich senkte meinen Kopf wieder, um mein Protestschweigen fortzusetzen. Öder Weg, öde Stadt, öde Leute, öder Umzug, ödes Leben!! »Da ist ein Hund!«, schrie mein kleiner Bruder Jakob, vielleicht um mich aufzumuntern, denn er wusste, dass ich jeden Vierbeiner anhimmelte. Normalerweise. »Öder Hund«, motzte ich heute in Gedanken, »öder Frankfurter Hund!«, ohne auch nur hinzusehen, »jeder einzelne Berliner Hund ist tausendmal schöner als dieser hessische Straßenköter.«

Später saß ich in meinem neuen Zimmer, das schon fast fertig eingerichtet war – die Möbelpacker hatten gute Arbeit geleistet – nur meine persönlichen Dinge waren noch in Umzugskisten verstaubt. Ich hatte die Kartons sorgfältig mit Klebeband versiegelt und Totenköpfe daraufgeklebt. Nicht dass irgendjemand auch nur auf die Idee kam, hineinzusehen! Denn dort bewahrte ich mein Leben auf, mein richtiges Leben,

mein Berliner Leben, das jetzt unwiederbringlich zu Ende war.

Ich starrte vor mich auf den Parkettfußboden und sah, wie sich dort eine Pfütze bildete. Scheiße – ich wollte nicht weinen! Weinen, das war etwas für Schwache. Das war wie ein Hilferuf: »Bitte, nimm mich in den Arm und tröste mich!« Ein gutes Mittel für kleine Babys wie Jakob mit seinen vier Jahren. Um noch ein Stück Schokolade zu erbetteln, zum Beispiel, oder um mich anzuschwärzen. Wenn wir uns zankten etwa, und er begann zu heulen, war das ein klares Zeichen, dass ich ihm etwas Böses angetan hatte – glaubte meine Mutter zumindest.

Die hatte ja keine Ahnung und mein Vater auch nicht! Wie ich sie hasste, meine Eltern, seitdem sie vor sechs Wochen verkündet hatten: »Wir ziehen nach Frankfurt – dein Vater wurde versetzt. Es ist eine gute Stelle, eine bessere als die bisherige. Unter allen Bewerbern haben sie deinen Vater ausgesucht«. Ein paar Sekunden lang hatte ich meine Eltern nur angestarrt, völlig perplex, ehe sich der Zorn den Weg aus meinem Mund gebahnt hatte: »Umziehen? Nach Frankfurt? Ich will nicht weg! Was ist mit meinen Freunden? Eyleen? Marko? Das geht nicht! Niemals! Ich bleibe hier!«

Besorgt hatten sie getan und einfühlsam, aber ohne auch nur den Hauch an Zweifel zuzulassen, dass wir umziehen würden. Auch nicht, als ich die Tonart geändert und losgebrüllt hatte: »Ihr seid egoistisch! Ihr denkt nur an euch! Ich bin euch doch völlig scheißegal!

Ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt! Rabeneltern! Ich komme nicht mit!«

Ich wischte die Tränenpfütze mit meinem bestrumpften Fuß weg und schwor mir: Diesen Triumph würde ich ihnen nicht gönnen. Den Triumph, dass sie mich tröstend in die Arme schließen könnten und sinnlose Sätze sagen wie: »Das wird schon wieder, wenn du dich erstmal eingelebt hast.« – »Die Zeit heilt alle Wunden.« – »Frankfurt ist auch eine schöne Stadt – mit genauso interessanten Menschen.«

Was für ein Quatsch! Nichts würde wieder werden, wie es mal war. Meine beste Freundin hatte ich genauso verloren wie meinen Fast-Freund. Ja, wir waren schon ganz nah dran gewesen, Marko und ich. Ein paar Wochen noch, vielleicht Tage, dann hätte er sich endlich getraut, mich zu fragen: »Willst du meine Freundin werden?«

Eyleen fehlte mir genauso. Sie war wie eine Schwester für mich. Sieben Jahre lang hatten wir gemeinsam die Schulbank gedrückt und außerdem fast jede freie Minute zusammen verbracht. Jeden Gedanken hatten wir uns mitgeteilt, sämtliche Erfahrungen ausgetauscht, auch in Dingen, über die man sonst mit niemandem spricht: ob es besser ist, ein o.b. oder eine Binde zu nehmen, ob ein richtiger Zungenkuss Spaß macht oder eher eklig ist ... Und natürlich hatten wir über andere gelästert, über aufgetusste Mädels aus unserer Klasse genauso wie über peinliche Jungs: Die meisten in unserem Alter, 13, sahen noch aus wie Babys, kleiner als wir, dünner, einfach lächerlich, trotzdem hatten einige

schon so viele Pickel, dass man mit dem Zählen nicht nachkam. Es gab auch Ausnahmen. Marko zum Beispiel. Er war riesig, wirkte fast erwachsen, hatte bereits eine tiefe Stimme, einen muskulösen Körper und rasierte sich jeden Morgen ...

Was bleiben würde, war nicht viel: E-mails und Chats in MSN und Schüler-VZ, SMS, manchmal ein Telefongespräch. Wie zur Bestätigung vibrierte es in meiner Hosentasche. Ich zog mein Handy heraus und klappte es auf. Ein geschlossenes Briefchen signalisierte den Eingang einer SMS: »Hey sista«, stand da, »love u 4 ever. Eyleen.« Das brachte mich auf eine Idee, eine Idee, wie ich meiner Wut, meinem Frust begegnen könnte. Schnell tippte ich: »Love u 2« und »fuck Frankfurt«, ehe ich mein Mobiltelefon zuschnappen ließ. »4 ever«, dachte ich trotzig, während ich zielsicher nach einem der drei Totenkopfkartons griff und ihn zu mir heranzog, »ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt!«. Mit einer Schere ritzte ich das Klebeband auf und begann zu wühlen. Bald hatte ich gefunden, was ich suchte: ein kleines Etui aus irgendeinem Hotel, das Papa neben vielen anderen Dingen wie Seifenstückchen, Mini-Duschgelportionen und Körperlotion regelmäßig von Dienstreisen mitbrachte. Dieses Pappetui enthielt Nadeln. Ich zog die dünnste heraus und kratzte damit leicht über meinen Unterarm. Ja, sie fühlte sich scharf an. Ich legte sie aus der Hand und begann mit einem Kuli auf die Innenseite meines Armes in großen Druckbuchstaben zu schreiben: E Y L E E N. Jetzt wieder die Nadel. Es



kostete einige Überwindung, so fest zu drücken, dass die silberne Spitze nicht nur über meine Haut glitt, sondern etwas tiefer drang. Es tat weh. Sehr weh. Ich biss die Zähne zusammen und presste die Nadel fester in die blauen Konturen des großen E. Endlich: Ein dünner Blutstreifen verriet, dass die silberne scharfe Spitze die ersten feinen Adern erwischt hatte. Tränen stiegen mir in die Augen – vor Schmerz und vor Wut. Die waren erlaubt, nicht peinlich, im Gegenteil. Das hier hatte nichts mit Weinen zu tun. Und schon gar nichts mit Trösten. Mut gehörte dazu, viel Mut! Die meisten fingen ja schon beim Anblick von Blut an zu schreien oder gar in Ohnmacht zu fallen, aber sich selber zu tätowieren, das schafften nicht viele. Ich arbeitete eine Stunde lang intensiv an meinem Kunstwerk, ging dann zusätzlich mit dem Füller darüber, denn ich hatte irgendwo gehört, dass Tinte besonders gut einzog. Stolz betrachtete ich meine Arbeit. Eyleen und ich waren Blutsschwestern geworden, nicht mal meine egoistischen Eltern hatten das verhindern können!

Ohne noch einmal vor die Tür zu gehen oder gar meiner Familie »Gute Nacht« zu sagen, zog ich mich aus, legte mich in mein Bett und schloss die Augen. Ich hörte noch, wie sie vor meiner Tür tuschelten, Papa und Mama. »Sollen wir nicht doch nach ihr sehen?«, fragte meine Mutter ratlos, und ich pampfte in Gedanken: »Hättest dir ja früher Sorgen um mich machen können, jetzt ist es zu spät«. Papa erwiderte: »Ach, ich weiß nicht, vielleicht ist es am besten, wir lassen sie ein bisschen schmollen. Nach ein, zwei

Tagen wird das bestimmt besser, spätestens, wenn die Schule beginnt.« Wie er sich irrte! Sollten sie doch glauben, was sie wollten.

Ein bisschen später vernahm ich ein geflüstertes »Niki!« von der Tür her. Es war die Stimme meines kleinen Bruders, den ich eigentlich über alles liebte. Jedenfalls wenn er gerade nicht zankte. »Niki!«, rief er wieder, »willst du mir heute gar keine Gute-Nacht-Geschichte vorlesen?« Er wartete, und ich schwieg, obwohl sich ein Kloß in meinem Hals bildete. »Oder mir wenigstens einen Kuss geben?« Traurig klang seine Stimme, weinerlich, so dass ich fast aus dem Bett gesprungen wäre. Da hörte ich auf einmal meine Mutter aus dem Hintergrund flüstern: »Komm, Schätzchen! Niki geht es nicht so gut. Mama liest dir heute etwas vor. Keine Sorge, Niki ist nicht böse auf dich, es hat nichts mit dir zu tun.« Da hatte sie allerdings recht. Schuld an allem waren einzig und allein meine Eltern. Deshalb nahm ich mir vor, zu Jakob ab morgen wieder lieb zu sein. So wie er seine große Schwester kannte, meistens. Allerdings musste ich aufpassen, dass meine egoistischen Erzeuger nicht davon profitierten, indem sie meine Freundlichkeit missverstanden und auf sich bezogen. Nein, mit ihnen wollte ich nicht mehr reden, am liebsten nie mehr etwas mit ihnen zu tun haben!

## BEIM RITZEN ERWISCHT

Die kommenden drei Wochen vergingen genauso öde wie der erste Frankfurter Tag. Viel gibt es nicht zu berichten, außer dass ich erwischt wurde ... Dazu später mehr ...

Überwiegend verkroch ich mich in meinem neuen Zimmer bei verschlossener Tür, die ich von außen über und über mit Totenköpfen bekleistert hatte. Da mir das nicht ausreichend erschien, hatte ich mit schwarzem Marker noch einige per Hand dazugemalt. Ich glaube, ich wollte meine Eltern damit provozieren – sie aber hatten offenbar beschlossen, sich von mir nicht aus der Ruhe bringen zu lassen, taten stattdessen, als wäre alles in bester Ordnung: Sie begrüßten mich morgens freundlich und unterhielten sich mit mir.

Merkwürdig, dass sie dabei anscheinend nicht bemerkten, wie einseitig die Unterhaltung ausfiel. Ich nämlich schwieg. Auch ohne Antworten redeten sie meist einfach weiter, so etwa: Mum fragte: »Hast du gut geschlafen, Mäuschen?« Schweigen. Mama: »Ich habe auch geschlafen wie ein Murmeltier, sollte man nicht denken, hier mitten in der Innenstadt.« Schweigen. »Reicht der Toast oder möchtest du noch einen? Vielleicht lieber zwei in die Schule mitnehmen?« Schweigen. »Ich mache dir mal ein Sandwich mit

Salat, das magst du doch so gerne.« Schweigen. »Du hast noch so wenig von deinen neuen Klassenkameraden erzählt. Sind sie nett? Hast du schon Freunde gefunden?« Schweigen. »Kannst ja mal jemanden mit nach Hause bringen – gerne auch zum Mittagessen.« Schweigen. »Du weißt ja, hier sind Gäste immer willkommen.« Schweigen. Verlassen des Frühstückstisches, Zähneputzen, vor der Schule noch schnell am Computer einloggen.

Ich wusste, dass Eyleen bei MSN auf mich wartete:

*Berliner Göre: hey sista, lebst du noch?*

*Ödi-Tuss: jetzt wieda*

*Berliner Göre: ist es so ätzend?*

*Ödi-Tuss: schlimmer als das, ööööde!*

*Berliner Göre: dein neues Lieblingswort, kleine ödi ;-)), odi?*

*Ödi-Tuss: vielleicht sollte ichs mir auch eintätowieren*

*Berliner Göre: was heißt denn eintätowieren? und Warum auch?*

*Ödi-Tuss: weißte noch gar net – hei, die sagen das hier echt so: net, net, net, statt nicht!!! ;-( ( ( – jedenfalls habe ich mir EYLEEN in den arm geritzt und tinte drübergekleckst*

*Berliner Göre: neee, oda?*

*Ödi-Tuss: kein scheiß!*

*Berliner Göre: kacke, mann, das geht doch nicht wieda weg!*

*Ödi-Tuss: das is ja der gäg an der sache*

*Berliner Göre: find ich nich gut*

*Ödi-Tuss: heee sista! du stehst für ima auf meinem arm, wir sind blutsschwestern ;-))) bist du nicht stolz?*

*Berliner Göre: doch natürlich! seeeehr!!! aba honey, versprichst du mir was?*

*Ödi-Tuss: ... du freust dich gar net, net, net ...*

*Berliner Göre: freu, freu, freu, freu, freu, freu, meine beste, einzige freu, freu, freundin, lach, happy, smile!!! – duu! du musst mir was versprechen!!!*

*Ödi-Tuss: kanns mir schon denken*

*Berliner Göre: machst du nich noch einma, okaaiii?*

*Ödi-Tuss: werd mal drüber nachdenken ... muss jez gehen ... in die doofe schule*

*Berliner Göre: moment, und deine ellis und jakob? isses wieda besser?*

*Ödi-Tuss: heute nachmittag, okai?*

*Berliner: heute nachmittag!!! schmatz, kuss, love u 4ever*

*Ödi-Tuss: kiss, kiss, blutsschwester EYLEEN, die erste, schmatz!!*

Das also waren die Höhepunkte meines Lebens, mindestens dreimal täglich loggten wir uns ein: morgens, nachmittags und abends. Danach ging es mir für ungefähr eine Stunde gut, ehe die Ödnis zurückkehrte. Dann saß ich wieder da und starrte stumpf vor mich hin, wenn ich nicht gerade in die Schule musste. Warum war ausgerechnet mir das passiert? Warum durften alle anderen in Berlin bleiben, nur ich wurde in diese öde Stadt zwangsversetzt? Warum konn-

te mein Dad nicht wie jeder normale Mensch dort weiterarbeiten, wo er bisher gejobbt hatte? Wie oft hatte er erzählt, dass es ihm Spaß gemacht hatte bei der Bank, die bisher sein Arbeitgeber gewesen war! Wahrscheinlich ging es einfach um mehr Kohle! Das erschien mir besonders rücksichtslos und egoistisch. Wir hatten doch genug! Hatten auch in Berlin in einer schönen, großen Wohnung gewohnt, in Charlottenburg, so hieß unser Stadtteil. Gleich um die Ecke war ein Park gewesen mit einem Spielplatz, wohin ich oft mit Jakob gegangen bin – Eyleen hatte uns meist begleitet.

Ach, und Marko! Es war ja so traurig! Marko und ich, das war schon jetzt ein bisschen Vergangenheit. Ich verzehrte mich vor Sehnsucht nach ihm, suchte ständig mein Handy nach kleinen, verschlossenen Briefchen ab, aber die kamen nur spärlich, von ihm jedenfalls. Genau das hatte ich befürchtet. Marko war nicht der Typ für Mails und Chats und SMSsen. Er mochte diese »stummen Gespräche«, wie er sie immer genannt hatte, nicht. Er gab sich Mühe, das schon, aber eine SMS pro Tag, das reichte einfach nicht!!

Wieder stiegen mir Tränen in die Augen: Tränen der Traurigkeit und Verzweiflung und auch Tränen der Wut auf meine Eltern. Nicht weinen! Ich wollte nicht schwach sein! Musste positiv denken. Nur was? Ich rappelte mich auf und trat ans Fenster. Von hier oben aus dem vierten Stock hatte man einen guten Überblick auf das Gewusel im Oeder Weg. Eine hübsche, blonde Mutter mit einem riesigen Zwilling-

wagen rollte ihr Gefährt zügig über den Bürgersteig. Alle, die ihr entgegenkamen, mussten ausweichen. Ein eng umschlungenes Pärchen teilte sich lachend in Mann und Frau; die beiden warfen einen viel sagenden Blick in den Buggy und vereinigten sich danach wieder. Ein feiner Herr im Anzug, mit schwarzer Aktentasche unter dem Arm und Handy am Ohr, hastete eilig Richtung Innenstadt, nahm sich trotzdem Zeit, kurz die junge Mutter anzulächeln. Zwei Jugendliche mit Schultaschen auf dem Rücken schienen auf Kollisionskurs zu marschieren, wichen aber in letzter Sekunde auf die Straße aus – cool, wie man in dem Alter halt ist. Die Mutter der Zwillinge schwebte offenbar auf ihrer eigenen Wolke 7. Sie schob und schob, hatte einen vertieften, gedankenverlorenen Blick und wirkte doch irgendwie völlig im Reinen mit sich selbst. Alle Menschen da unten sahen aus, als gäbe es nichts schöneres, als an diesem sonnigen Tag den Oeder Weg hinauf- oder hinab zu spazieren.

Für mich war der Anblick unerträglich: Das Glück der Anderen machte mich besonders unglücklich. Schnell wandte ich meinen Blick vom bunten Treiben ab und starrte auf meinen Schreibtisch. Erst erkannte ich nichts, hatte die Augen nicht auf einen bestimmten Gegenstand fokussiert, sah nur glasig ins Leere. Dann aber stellte sich die Schärfe plötzlich von alleine ein, auf das kleine, silberne, funkelnde Ding, das, beleuchtet von der Sonne, neben einigen Schulbüchern lag: die Nadel aus dem Hoteletui. Natürlich. Wie hatte ich das vergessen können? Das einzige, das gegen meine see-

lischen Schmerzen half, waren körperliche. Zwar hatte ich Eyleen versprochen, mich nicht mehr zu ritzen, aber ein einziges Mal noch, ein winziges bisschen.

»Öde«, vielleicht sollte ich mir »öde« auf den Arm kratzen oder »Ödi-Tuss« – ich war stolz auf meinen neuen Chat-Namen ... Während ich noch über die Varianten nachdachte, drückte ich die Nadel fest auf meine Haut. »Aua!«, schrie ich vor Schmerz auf und sah, dass ich einen fast fünf Zentimeter langen Streifen produziert hatte, der sich sofort mit Blut füllte.

»Hast du ein Aua?« Plötzlich stand Jakob im Zimmer. Wo kam er her? Warum war die Tür nicht abgeschlossen? Hatte ich das etwa vergessen? »Hiiiiilfe!«, schrie er jetzt außer sich, ehe ich ihm erklären konnte, dass absolut alles in Ordnung war, »Hiilfe! – Mama, die Niki hat ein Aua, ein schlimmes Aua, komm schnell, sie blutet!«

Scheiße! Zu spät! Jakobs Schreie waren leider so durchdringend, dass keine Mutter der Welt sie überhören konnte, schon gar nicht seine eigene. Wie zum Beweis schoss Mum nur Sekunden später herbei; es blieb mir gerade noch Zeit, eine Jacke über die Arme zu streifen und mich in der Zimmerecke auf den Boden fallen zu lassen. »Was ist denn?« Panisch stand Mama in der Tür und versuchte ihren Blick möglichst schnell auf die vergleichsweise dunkle Ecke einzustellen. »Niki! Ist alles in Ordnung?« – »Nein, sie blutet!«, schrie Jakob, »ganz viel Blut, da unter der Jacke am Arm.« – »Was ist passiert, Kind? Zeig mal!« Besorgt näherte sie sich mir. Ich schlang die Arme fest um meinen Körper und



schüttelte den Kopf: »Nichts«, brummte ich und fand es klüger, vorübergehend mein Schweigegelübde zu brechen, »gar nichts ist passiert. Es war nur ein roter Stift. Jakob hat sich verguckt.« – »Das ist nicht wahr!«, schrie Jakob, »Mama, da, an dem Arm!« Er deutete auf meine linke Seite. »Kindchen«, versuchte es Mama noch einmal besorgt und sanft. Ich umarmte mich nur noch fester. Da wurde sie stutzig und änderte die Tonart: »Zeig mir jetzt bitte, was Jakob meint!«

Nach einigen weiteren Versuchen blieb mir keine Wahl mehr: Ich schob den Ärmel zurück und hielt ihr den Arm hin – zum Glück hatte ich die Außen- und nicht die Innenseite verletzt, so konnte ich das EY-LEEN vor ihr verbergen. »Es ist gar nichts«, murrte ich und versuchte, eine überzeugende Erklärung zu liefern, »ich habe mich nur an der Schreibtischkante geratscht.« Mama nahm meinen Arm in die Hand und sagte: »Steh doch mal auf, hier ist es zu dunkel.« Schweigend betrachtete sie die inzwischen von der Jacke verwischte Blutspur: »An der Schreibtischkante? Was soll denn da so scharf sein?« Ratlos sah sie vom Arm in mein Gesicht und dann zum Arbeitsplatz. Ich zuckte nur die Schultern: »Was weiß ich, ist aber kein Drama; ich will jetzt wieder alleine sein!«

Fast hätte es geklappt. Ich merkte schon, wie der Druck, mit dem Mama den Arm hielt, nachließ. Doch plötzlich griff sie fester zu und drehte ihn um. Mit entsetztem Blick legte sie ihre Hand über den Mund und starrte mir in die Augen: Sie hatte Recht, mein Kunstwerk sah schrecklich aus, richtig eklig, wenn ich ehrlich

bin. Zwar war das EYLEEN deutlich zu lesen, aber verkrusteter, braun-blauer Schorf hatte sich darübergelegt. »Iiiiih!«, kreischte Jakob so durchdringend, dass es mir kalt den Rücken herunterlief. Mama ließ meinen Arm fallen wie eine heiße Kartoffel und plumpste auf den Drehstuhl. Es dauerte eine Weile, ehe sie es geschafft hatte, Worte zu formen: »Um Himmels willen, Kind, was hast du gemacht?« Ich verkroch mich wieder in meine Ecke und zuckte die Schultern. »Wir müssen das Papa zeigen!«, war das nächste, was ihr einfiel. Ich schüttelte entschlossen den Kopf.

Am Abend zeigten »wir« es Papa. Er rastete völlig aus, wie ich es erwartet hatte und schimpfte drauflos: »Bist du verrückt? Willst du dich verstümmeln? Ist das der Dank dafür, dass wir dir so viel Freiheit lassen? Das hat Konsequenzen, Fräulein!« – »Fräulein« war ein Hinweis auf ein richtiges Donnerwetter, aber ich hatte nichts zu verlieren – was sollten sie mir schon verbieten? Hausarrest war mir egal, hier in Frankfurt ...

Papa polterte weiter: »Wer hat dich auf die Idee gebracht? Wer?« Ich schwieg und zuckte die Schultern. Was sollte ich schon sagen? Dass ich selber die Idee gehabt hatte? Dass keine bösen Freunde dahinter steckten? »Liest du so was in deinen Zeitschriften? Ich war sowieso immer gegen diese gefährlichen Klatschblätter! Also, wer war es?« Er schien wirklich auf eine Antwort zu warten. Trotzig erwiderte ich seinen Blick:

»Ihr wart es!«, pampste ich schließlich und war froh, ihnen endlich die Wahrheit entgegenschleudern zu

können, »ihr mit eurem Egoismus! Ihr, die ihr mich aus meiner Welt herausgerissen habt! – Ihr seid ganz alleine schuld!«

Einen Moment lang verschlug es meinen Eltern die Sprache, dann begann Mama zu schluchzen und Papa weiter zu schimpfen: »Auch noch frech werden! Man legt sich hier krumm für euch, schuftet von morgens bis abends, wechselt sogar die Arbeit euretwegen, weil das Geld nicht reicht, damit ihr alles habt, was ihr so >braucht<: den eigenen Computer, Handy, Sportverein, Klamotten – und dann muss man sich solche Sätze anhören!«

Ich schaltete ab, wusste, jetzt hatten Argumente keinen Sinn mehr, nahm nur noch geschriene Wortfetzen wahr: »... Undankbar ... Mama und ich? ... Gemaule ... Schweigen ... unerträglich ... endlich was ändern ... Computer abschaffen!«

Plötzlich war ich hellwach: Computer abschaffen? Hatte er das gesagt? Entsetzt starrte ich ihn an. Den letzten Strohhalm, der mich am Leben hielt, wollte er mir entreißen? Das konnte nur ein Irrtum sein. »Ja, du hast richtig gehört, Fräulein! Kein Computer mehr, kein Chat oder was immer ihr da genau tut – und das gilt für eine Woche. Sollte ich in der Zeit auch nur den kleinsten neuen Kratzer an dir finden, gibt's eine weitere Woche PC-Verbot, kapiert?«

»Das könnt ihr nicht tun!«, brüllte ich, »das ist das Gemeinste, was ich jemals gehört habe.«

Doch der Gesichtsausdruck meines Vaters war eindeutig – und meine Mutter? Unfassbar: Statt etwas zu

unternehmen, mit dem sie vielleicht das Schlimmste hätte verhindern können, heulte sie einfach weiter.

Empört stürmte ich davon, knallte die Zimmertür hinter mir zu, schloss ab und warf mich in meinen Bürostuhl.

*Ödi-Tuss: katastrophe!!!* – tippte ich schnell in den zum Glück hochgefahrenen Rechner.

*Berliner Göre: was essen?*

*Ödi-Tuss: computer-verbot, 1 woche*

*Berliner Göre: is nich wahr! was haste denn getan? so was schlimmes gibts doch gar nich*

*Ödi-Tuss: das tattoo halt, sie habens entdeckt*

*Berliner Göre: scheiße! und?*

*Ödi-Tuss: riesendrama, geschrei, moralpredigt, von wegen, wir legen uns für euch krumm und das zeug, ich hatte mich schon ausgeklinkt, war mit den gedanken in berlin und bei dir – und dann sagt er computerverbot ... scheiße, jetzt klopft er an der Tür ... hörst du? ... ach quatsch, is ja ohne Ton die Kamera ... also, ich muss mal ... oh je, klingt nich gut ... love u darling*

Mein Vater rüttelte wutentbrannt an der Tür, so dass ich keine andere Wahl hatte: Ich musste sie öffnen. Er stürmte herein, direkt auf den Computer zu und riss das Stromkabel aus der Steckdose. »Wenn der kaputtgeht«, drohte ich in Gedanken, traute mich aber nicht es auszusprechen.

Zwei Dinge erreichten meine Eltern mit ihrer Strafkraft: Einerseits dachte ich nicht im Traum daran, mich noch einmal zu verletzen. Nicht, weil mich ihre doofen Argumente überzeugt hatten – eigentlich hatte es ja auch gar keine Argumente gegeben – nein, nur wegen des Computers, ohne den ich nicht leben konnte.

Andererseits hasste ich sie jetzt erst richtig: mehr als jemals zuvor – ich wollte nie wieder mit ihnen reden ...

Bis auf diesen Tag also waren die ersten drei Wochen öde und ereignislos. Aber dann kam ein Dienstagmorgen, der alles änderte.